

Zeitschrift: Bernisches Freytags-Blätlein : In welchem die Sitten unser Zeiten von der Verneuerten Gesellschaft untersucht und beschrieben werden

Herausgeber: Samuel Küpffer, Bern

Band: 5 (1724)

Artikel: XVI. Discours : Beweiss, dass ohngeachtet der durch die Civilitet entstandenen Ungleichheit, die Menschen alle gleich glueckselig leben

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-251349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



XVI. DISCOURS.

Heus tu
Quidam ait, ignoras te?

Horat.

Mein lieber Freund, weistu auch,
wer du bist.

DS ist eine alte und zu unseren Zeiten unter den Staats-Erfahrnen und Rechts-Gelehrten noch nicht erörterte Frag / welches die wahre Ursach seye / warum die Menschen in solche grosse Gesellschaften / wie Königreich und Republicuen sind / zusammen geloffen. Die Meinungen sind darüber auch so unterschiedenlich / daß mir allzu weitläuffig fallen würde / solche hier zu erzehlen. Wann ich nun den Menschen in seiner verderbten Natur betrachte / und die menschliche Gesellschaft / wie sie heut zu Tag bestehet / einsehe / so glaube / ich könne einen ganz anderen Ursprung als den / welcher von den meisten für den gewissesten gehalten wird / behaubten / der warhaffte Ursprung der menschlichen Gesellschaft seye der Ehrgeiz. Dieses ist / meines Erachtens / der erste und starckste Grund
D gewesen

Erster Theil.

gewesen / warum etliche getrachtet / auß vie-
 len Menschen gleichsam nur einen Leib zu
 machen / und sich nachmahls zum Haupt des-
 selben auffzuwerffen. Diß ist die allgemei-
 ne Passion, welche zu allen Zeiten so viel U-
 bel in der Welt gestiftet; diß ist die frucht-
 bare Mutter der meisten Kriegen und Em-
 pörungen / welche Vorzeiten und heutiges
 Tages gesehen werden. Nachdem sich nun
 die einten durch ihre Klugheit über andere
 empor geschwungen / andere aber durch ihre
 Thumheit und Fahrläßigkeit in den Staub
 getrucket worden / da sie Anfangs nicht in
 dem geringsten von einander unterscheiden
 gewesen / so mußte nothwendig folgen / daß
 die einten in Ehr und Ansehen / andere aber
 in Verachtung kommen mußten / dardurch
 dann die Menschen auß dem natürlichen
 in den gemeinen und Bürgerlichen Stand
 übergangen / welcher dann seyt so viel hun-
 dert / ja tausend Jahren wegen beständiger
 Eminenz und Reichthum der einten / und
 wegen Trägheit / Armuth und Thumheit
 der anderen gewehret / obschon man in Africa
 und America verschiedene Völcker findet /
 bey welchen sich wenig Merckmal des Civil-
 Standes blicken lassen. Weilen nun diß
 Bürgerliche Leben bey den Europæren seyt
 so vielen unverdenckten Jahren her gleich-
 sam natürlich worden / so haben wir auch
 einen so starcken Eintruck / der uns von
 Kinds-Beinen an biß ins Alter im Kopff
 stecket/

stecket / von dem Unterscheid / den man ins
gemein zwischen Grossen und Kleinen / Rei-
chen und Armen machet / daß sich verschie-
dene einbilden / es sey in der That ein merck-
licher Unterscheid zwischen den Menschen /
daß man dardurch alle menschliche Gleich-
heit vergisset und hindansetzet / weilen wir
von Jugend = auff zu diesem Unterscheid ge-
wohnet worden / da wir dennoch bey ge-
nauer Betrachtung finden werden / daß wir
noch heut zu Tag in dem natürlichen Zu-
stand leben / und der Unterscheid nicht in der
That / sondern meistens in unser Einbildung
bestehe / und also die natürliche Gleichheit
unter allen Menschen weit grösser / als man
sich einbildet.

Wann ich nun die menschliche Gleichheit
zu behaubten trachte / so liget mir ob / zu
beweisen / daß der Reiche und Edle / weder
von Natur / noch durch die Kunst einiches
Vorrecht vor dem Geringsten besitze / in dem
ersten wird wohl keine Schwierigkeit seyn /
in dem zweyten aber werden wir uns etwas
länger auffhalten.

So oft ich nun die menschliche Gesell-
schafft in ihrer Ordnung betrachte / den Rei-
chen und Armen ansehe / so gewahre ich leicht-
lich / daß die gütige Natur ihre Gaben oh-
ne Unterscheid außgetheilet / und bey jedem
die Freud mit Traur also vermischet / daß
keiner nicht das geringste Vorrecht vor dem
anderen genießet. Die Geburt des Königs

ist in keinem Stuck von der Geburt seines geringsten Unterthanen unterscheiden ; der grösste Monarch wird gleich dem Geringssten als eine von sich selbst zu allem untüchtige Creatur ans Liecht gebracht / er giebet keine Merckmal von sich / daß er zu einem Oberhaupt des menschlichen Geschlechts gebohren. Er fanget sein Leben gleich andern mit Weinen und Wehe = klagen an ; seine ersten Jahre bringet er in der Unmüdigkeit und Schwachheit zu ; bey anwachsendem Alter muß er / so er je ein tüchtiger Regent seyn soll / mit Mühe und Arbeit die Wissenschaft wohl zu regieren erlernen ; sein höheres Leben wird mit tausend Begierden unruhig gemacht. Große Reichthum und Ansehen dienen bey ihm nicht zu Vermügunng / weiln er solche noch zu vermehren trachtet. In dem ganken Leben ist er kein Tag in so grosser Freud / da er nicht gleich anderen Kranckheit erwarten müsse. Für diese ist ihm so wenig als dem Armen ein Kraut gewachsen / ja velleicht wird er an einer gemeinen Kranckheit zu Grabe geleget / von welcher der Arme durch ein ganz gemeines Mittel genesen. In Erzeugung seiner Kinder legt ihm die Natur auch keinen Vortheil zu / weiln es ihnen velleicht an Leibs = und Gemüths = Gaben gebricht / mit welchen der Arme doch sehr reichlich aufgesteuret worden / und die er von ihm gern durch seinen Reichthum erwerben wurde.

Kommt

Kommt er ins Alter / so hat er weder von Ehr noch Reichthum Trost / er sagt gleich dem Verachteten / meine Tage waren wenig und böß / und endlich wirfft ihne der Tod in den Sarch / ziehet ihme die vermeinte Larve des Unterscheids weg / und bedecket seinen ehemals geschmuckten Leib mit Würmen / biß endlich von dem von so vielen nichtlichen Bissen außgemästetē Leib nichts übrig bleibt / als nur allein die weisse Todten-Knochen / die niemand von anderen Gebeinen in der Verwesung unterscheiden könnte; daher jener diese Worte an ein Todten-Hauß geschrieben:

Hier sag es wer es sagen kan /

Wer König sey / wer Untertan.

Obschon nun verhoffentlich niemand läugnen wird / daß man in obbeschriebenem etwelche natürliche Gleichheit unter den Menschen beobachte / so wird man dennoch behaupten wollen / man habe heut zu Tag alle Merckzeichen dieser Gleichheit verlohren / so daß etwelche in der Welt sehr glücklich / andere aber sehr mühselig und unglücklich ihre Tage hinbringen / hoffe aber auch in diesem alsobald das Widerspiel zu zeigen / zu welchem Beweissthum ich mich nachfolgender Sätzen bedienen will:

1. Daß kein grosses Glück in der Welt / welches nicht mit einer gleich grossen sehr beschwärllichen Bürde temperiert.

2. Daß alle Menschen gewissen häßtigen

Begierden unterworffen/ welche sie unglück-
hafft machen.

3. Daß ich von keiner Sach / die mir zur
Gewonheit worden / weder grosse Lust / noch
auch grossen Verdruß haben könne.

Das erste betreffend / daß sich ein in gros-
ser Ehr und Reichthum sitzender Mann kei-
nes Vorrechts gegen einem Beringen rüh-
men könne / sintemahl grosse Ehr mit gros-
ser Sorg so verknüpffet / daß es unmöglich/
solches Glück ohne Herk- nagende Beküm-
mernuß zu besitzen; die tägliche Nachstellun-
gen der Feinden / die häufige Exempel /
welche uns die alte und neue Histori an die
Hand giebet / daß Cron und Scepter die
gröste Verfolgungen leiden müssen / bewei-
sen genugsam / daß grosse Reichthum und
Ehr / grosse Gefahr mit sich führen; wann
ich nun Tag und Nacht den Einfall der
Feinden und Räuber besorgen/ den Mord-
Tölichen der Verrätheren beförchten muß /
so folget nothwendig / daß der geringste
Mensch in diesem Stuck einen grossen Vor-
theil vor mir genieße / weilen er diesem allem
gang nicht unterworffen. Die Furcht ist
der natürliche Gleitsmann der Ehr und
Reichthum / welcher mich aller Orten ver-
folget / da hingegen die Armuth die ange-
nehme Hoffnung zu ihrem Geferten hat; so
groß nun natürlicher Weis das Vernügen
von grosser Ehr und Reichthum seyn kan /
wird selbiges alsobald verbitteret / wann ich
gedencke /

gedencke / daß alle menschliche Sachen auff einem so schlipfferigen Fuß / daß ich beförchten muß / ich werde durch einen augenblicklichen Zufall von dem Gipffel meines Glücks ins tieffste Ellend gestürzet. Der Arme hingegen ist von dieser Forcht befreyet / er traget sein Ellend in Hoffnung / er werde demahlen = eins seine Tage in besserer Zufriedenheit hinbringen. Seine Arbeit machet ihm seinen Last leicht / und die Zeit kurz / so daß wann ich nun das Gute und Böse des eint = und anderen betrachte / die Ehr / Reichthum und Forcht auff die erste / die Arbeit aber und Hoffnung auff die andere Waag = Schalen lege / so finde ich die natürliche Gleichheit / und sihe nicht / daß der erste vernügter und glückhaffter als der zweyte.

Wann ich nun ferners betrachte / daß alles Wohl seyn des Menschen in der Vernügung und Gemüths = Ruhe bestehe / und daß selbige nirgends minder als in grossen Palästen anzutreffen / so entdecke ich wieder ein Grosses zu Befestigung der natürlichen Gleichheit in der menschlichen Societet. Die Begierd zu grosser Ehr und Reichthum sind die zwey grösten Feinde / die dem Menschen / der weise allein auffgenommen / allezeit nachjagen / und diese finden nirgends besser Platz als in den Palästen der Fürsten / sonsten ein jeder mit der alten Besizung sich leichtlich vernügen könnte. Je grösser nun die schon erworbene Besizung / je grösser ist auch das Verlangen / selbige noch zu erweitern ; Nun ist leicht zu gedencken / in was Forcht und Schrecken einer sich befinden muß / der seine Begierd durch das wanckelbare Kriegs = Glück befördern will / der alle Tag die traurige Zeitung einer
großen

grossen Niederlag / oder den Verlust einer starcken Bestung besorgen muß. Da hingegen diese Begierden sich in weniger Maas bey einem Menschen von mittelmäßigem Glück befinden. Die menschliche Natur ist also beschaffen / daß ein kleines Glück bey einem von hohen Gedancken angefüllten Menschen eine schlechte Freud / der minste Verlust aber grossen Verdruß und Zorn erwecket / hingegen erfreuet sich der Arme eben so wohl ab einem kleinen Glück / als der Grosse ob der Erwerbung eines gantzen Landes. Der Mensch formirt sich nach seinem Stand einen grossen oder kleinen Concept von allen Sachen / nun ist leicht zu fassen / daß der Geringe leichtlicher zu seinem Zweck gelangen kan / als der Grosse / der nur mit grossen Erwerbungen sein Gehirn angefüllet hat. Wann ich nun diese grosse und kleine Begierden der Menschen betrachte / so finde / daß der Arme minder in Unruh seine Zeit durchbringet als der Grosse / und ist also auch in diesem Stuck die natürliche Gleichheit der Menschen bewiesen.

Ich finde entlich / daß alles das / was ich über meinen ersten natürlichen Zustand erwerben kan / bey mir Freud erwecket ; Der König / der von Jugend auff zu dem Scepter gewiedmet / der von seiner Unmündigkeit an von der gantzen Welt verehret wird / empfindet die Süßigkeit der Ehr und Reichthum nicht so wol / als sie in dem Herzen der Unterthanen für groß gehalten wird ; alle Wollust in der Welt sind einem solchen zur Natur worden / deswegen er nicht empfinden kan / was wol und herzlich leben seye / weilen er niemahlen mühselig gelebet. Dem Armen hingegen wird seine Arbeit auch zur Natur / er empfindet derselben Hartigkeit nicht mehr / weilen er durch lange Zeit darzu gewohnet / die minste Freud aber und Wollust verursacht in ihme unendliche Wollust / weilen es ihme etwas ungewohntes.

Trasimachus.